

Komm, ich zeig dir was!

Ein Forschungsprojekt an der Universität Mannheim geht der Frage nach, wie Smartphone und Co. unsere Gespräche verändern: gar nicht mal nachteilig. **VON MANFRED LOIMEIER**

Die jungen Leute, so klingt der Tenor vieler Gespräche der nicht mehr so ganz jungen Menschen, reden nicht mehr miteinander, haben keinen Bezug zum wirklichen Leben und hängen nur noch über PC, Tablet oder Smartphone. Wie man sich indes Aug' in Aug' unterhält, das ist der Jugend unbekannt, lautet dieses Klagelied weiter.

Die Mannheimer Professorin für Medien- und Kommunikationswissenschaft, Angela Keppler, hat diese Vorbehalte zum Anlass genommen, die moderne Kommunikation unter Einbeziehung mobiler Medien genauer unter die Lupe zu nehmen.

Gespräche im Alltag

Zumal sich Keppler ohnehin seit jeher für die Formen der Alltagskommunikation interessiert und über den Verlauf von Klatsch, über Lebensweisheiten im Gespräch, über die Mitteilung von Geheimnissen oder unterschiedliche Interaktionsweisen in Familie und Freundschaft publiziert hat. Kepplers aktuelles Forschungsprojekt trägt den Namen „Mediatisierte Gespräche. Alltagskommunikation heute“ und wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) unterstützt.

Um dem Einfluss der sozialen Medien auf die Verständigung im Alltag weiter auf die Spur zu kommen, beobachtet Kepplers Team Gespräche möglichst in normalen Situationen. „Wir gehen die Gesellschaft an, als sei sie eine uns fremde“, erklärt Keppler. Will heißen: keine Fragebogenerhebung am Schreibtisch, sondern Feldforschung unter Menschen.

Es kann also durchaus sein, dass man an einer Bus-, Straßenbahn-

oder S-Bahnhaltestelle, am Bahnhof, in einem Café oder an der Kasse im Supermarkt unvermittelt von Studierenden angesprochen wird, mit der Bitte, das Gespräch, das man gerade mit Freunden, Bekannten oder Unbekannten führt, aufzeichnen zu dürfen. Das Gespräch wird dann auf der Grundlage eines systematisierten Beobachtungsprotokolls methodisch vergleichbar analysiert – und zwar nicht nur auf den Wortlaut hin, sondern auch mit Sinn für Körperhaltung oder Blickkontakt. Die derlei gewonnenen Daten geben die Grundlagen für das Fazit, das Keppler bis voraussichtlich 2015 ziehen muss – bis dahin ist zunächst einmal die Projektfinanzierung durch die DFG befristet.

Bereits im Herbst wird allerdings ein Aufsatz Kepplers „Über den kommunikativen Gebrauch alter und neuer Medien“ erscheinen, denn soviel ist bereits klar: Mobile Medien wie etwa das Smartphone verändern – wen wundert's? – unser aller Gesprächsverhalten im Alltag deutlich. Aber, sagt Keppler: „Das beiläufige Gespräch ist keineswegs ausgestorben. Wir integrieren vielmehr unsere mobilen Geräte in diese Alltagskommunikation.“

Bildung von Gemeinschaft

Und jetzt wird's spannend, und genau das ist es, was Keppler interessiert: Wen lassen wir an unseren Geräten teilhaben? Wann und warum? Wird man nämlich beispielsweise nach dem Weg gefragt, schaut man gegebenenfalls per Smartphone nach – und erklärt den einen den Weg mündlich, während man anderen den Blick direkt auf das Smartphone erlaubt und diese damit in die eigene Privatsphäre ein-



Modernen Kommunikationsmitteln kommt eine gemeinschaftsstiftende Funktion zu, legt eine Studie der Universität Mannheim nahe. BILD: ISTOCK

Angela Keppler

Angela Keppler studierte in Heidelberg und Konstanz Politikwissenschaft, Soziologie und Ethnologie und promovierte 1984 über die politische Berichterstattung im Fernsehen.

Keppler war als freie Mitarbeiterin für den Südwestfunk, für Radio Bremen und das ZDF im Bereich Außenpolitik tätig.

Sie arbeitete als wissenschaftliche Angestellte, hatte Lehraufträge und habilitierte 1993 über „Tischgespräche. Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien“ (Suhrkamp, 1994).

Von 1993 bis 1997 war Keppler Privatdozentin an der Uni Konstanz, dann Professorin für Kommunikationswissenschaft in Dresden.

Seit 2001 ist sie Professorin für Medien- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Mannheim.



lässt. Keppler interessiert hier der Grenzverlauf zwischen Privatheit und Öffentlichkeit und eben die Frage, wann die Geräte „gemeinschaftsstiftend“ genutzt werden, wann sie die soziale Aktivität befördern.

Integration der Geräte

Es ist nämlich so – auch das scheint sich bereits abzuzeichnen, denn das Projekt läuft ja schon seit fast einem Jahr –, dass die mobilen Geräte als Teil der Gespräche „zum Teil die Form der Gespräche verändern.“ Und zwar eben nicht so, dass alle schweigend über ihren Smartphones hängen oder trübe blickend wie wild SMS tippen, sondern indem die Geräte in die Plaudereien integriert werden: Man sucht gemeinsam nach Infos, schaut zusammen Bilder an, zeigt, was man gerade beschreiben will, und fährt wieder im Gespräch fort. „Die Geräte befördern Kommunikation“, folgert Keppler.

Auch eine unausgesprochene Etikette sei zu beobachten, sagt Keppler: Wer während eines Gesprächs aufs Smartphone schaue, entschuldige sich unaufgefordert sogar. Und was die jungen Leute angeht, so sei ein durchaus kritischer Umgang mit den Medien zu beobachten. Klar würden alle möglichen Infos und Nachrichten aus Online-Medien oder Datenbanken gelesen – aber sehr häufig werde eben auch die Quelle hinterfragt, womit den Geräten eine weitere gemeinschaftsbildende Funktion zukommt. Durchaus möglich also, dass Kepplers Studie den Vorbehalten gegen die Medienkompetenz insbesondere jugendlicher etwas Wind aus den Segeln nimmt.

WISSENSWERTES

Im Rausch der Gemeinschaft

Die Deutschen feiern gern und genießen sich im kollektiven Rausch. Das hat die Rostocker Soziologin Yvonne Niekrenz in ihrer Promotion zum rheinischen Karneval herausgefunden. „Karneval ist nicht mehr nur fünfte Jahreszeit, Karneval ist immer“, sagt die 33-jährige Wissenschaftlerin. Selbst die Rostocker Hanse-Sail hat aus ihrer Sicht Volksfestcharakter, weil es beispielsweise mit Scherzsonnenbrillen und Hawaiiketten eine Tendenz zum Verkleiden gibt. Alltagsregeln werden hier wie da außer Kraft gesetzt. Menschen, die im Alltag Abstand halten, suchen Kontakt, Unbekannte umarmen sich und überlassen sich dem Takt der Menge. Die Soziologin bezeichnet das mit dem akademischen Begriff „rauschhafte Vergemeinschaftung“. *idw*

Kritik an zu viel Licht

Straßenlaternen, Leuchtreklame, Autoscheinwerfer – Licht im öffentlichen Raum ist eine Selbstverständlichkeit und seit mehr als 100 Jahren prägend für urbane Nachtsichten. Trotz positiver Assoziationen wird die nächtliche Beleuchtung zunehmend kritisch gesehen. Natur-, Kultur- und Sozialwissenschaftler konstatieren eine „Kakophonie“ verschiedener Lichtquellen und plädieren für strategische Lichtplanung, ist Ergebnis einer internationalen Konferenz am Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung in Erkner. *idw*

Gestresste Geparden

Geparden brechen ihre blitzschnellen Jagden nicht ab, weil ihnen bei der plötzlichen Anstrengung zu heiß wird. Diese Erklärung, die über Jahrzehnte von Safari-Führern und Lehrbüchern verbreitet wurde, gehöre ins Reich der Legende, berichten südafrikanische Forscher in den britischen „Biology Letters“. Sie stütze sich auf eine einzige Studie, schreibt das Team um Robyn Hetem von der Universität von Witwatersrand in Johannesburg. Stattdessen nimmt die Temperatur der Tiere während ihrer Sprints bei der Verfolgung ihrer Beute kaum zu. Erst nach der Jagd steigt sie an, und zwar bei einer erfolgreichen stärker als bei einer ohne Beute. Als Grund vermuten die Forscher Stress. *dpa*



Angespannt beobachtet ein Gepard seine mögliche Beute. BILD: DPA

Vom Ende der „Lichtzeichenanlage“

SPRACHE: Immer mehr Behörden in Deutschland wollen Amtsdeutsch vermeiden und sich verständlicher ausdrücken.

Das Wort „telefonisch“ zum Beispiel soll „fernmündlich“ ersetzen, und auch die „Ampel“ wird entdeckt. **VON ALEXANDER RIEDEL**

Lothar Wiegand kümmert sich sogar in seiner Freizeit um die Sprachpflege in Behörden. An der Brandenburgischen Landesakademie für öffentliche Verwaltung gibt er Seminare für Beamte mit dem Titel „Amtsdeutsch vermeiden – verständlich formulieren“. Eigentlich arbeitet Wiegand in der Pressestelle des Agrarministeriums des Landes Brandenburg. Er kennt das Leid, das viele Bürger mit der Sprache der Beamten erleben. „Ich versuche als Pressesprecher jeden Tag, Amtsdeutsch zu übersetzen“, sagt er.

Bundesweit gibt es mittlerweile zahlreiche Initiativen dazu. Dass Handlungsbedarf besteht, zeigt eine Studie der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfDS) von 2009: Demnach haben selbst vier von fünf Abiturienten oder Akademikern Probleme damit, Beamtendeutsch zu verstehen. „Fachsprache ist immer auch Geheimsprache und dient dazu, Macht zu erhalten“, meint Wiegand.

Ob lange, verschachtelte Bandwurstsätze, umständliche und pas-

sive Formulierungen, Fachwörter – vieles macht das Lesen von Behördenbriefen zur Qual. Beispiele gibt es genug: „Gemäß dem Rundschreiben des Bundesministeriums des Innern erfolgt die Zahlung im Vorgriff auf die Änderungsstarifverträge unter dem Vorbehalt der Rückforderung und unter Ausschluss der Berufung auf den Wegfall der Bereicherung.“

Übersetzungen erforderlich

Alles klar? Lutz Kuntzsch von der GfDS in Wiesbaden übersetzt: „Bei eventuellen Rückforderungen kann man sich nicht darauf berufen, das erhaltene Geld schon ausgegeben zu haben.“ Diese Formulierung sei aber leider juristisch nicht haltbar, erklärt der Sprachberater.

„Am Anfang dachte ich, dass man nie Verbesserungen schafft“, erzählt Kuntzsch. Man müsse aber immer wieder an einzelnen Stellen ansetzen. Doch sind das dann nicht nur Tropfen auf den heißen Stein? Der Sprachexperte entgegnet: „Etwas zu tun, ist besser, als nichts zu tun.“ Das

Interesse an dem Thema nehme in Wellen mal ab und mal zu. „In den vergangenen zehn Jahren ist das Interesse wieder gewachsen.“

Auch die Bundesregierung hat das Problem „Amtssprech“ offenbar

erkannt. Seit 2009 gibt es im Justizministerium und im Bundestag sogenannte Redaktionsstäbe. Sie sollen dabei helfen, Gesetze verständlicher und trotzdem rechtssicher zu formulieren.

Hunderttausende Mitarbeiter in der öffentlichen Verwaltung, unzählige Gesetzesbände und Briefe: Michaela Blaha weiß, wie schwierig es ist, das Behördendeutsch aus den Köpfen zu kriegen. Sie ist Geschäftsführerin des Internet-Diensts für eine moderne Amtssprache – eines Unternehmens, das aus einem Forschungsprojekt in Bochum hervorgegangen ist. „Bei vielen herrscht noch die Haltung vor: Wir haben eine hoheitliche Aufgabe zu erfüllen“, sagt Blaha. Im Ergebnis falle ein „preußischer Ton“ in die Sprache ein.

Die Beraterin wünscht sich, dass Behörden bundesweit da, wo es Sinn macht, schön formulierte und zugleich juristisch wasserdichte Standardbriefe verschicken. Leider machten bislang kaum Städte mit. „Der politische Wille fehlt häufig“, findet Blaha. Die Bürger müssten sich viel mehr beschweren. „In Skandinavien oder der Schweiz oder den Niederlanden ist man viel weiter“, sagt Blaha.



Lothar Wiegand gibt Seminare für eine verständlichere Behördensprache. Das Wort „Maßnahme“ zählt er nicht dazu. BILD: DPA

Plaudernde Delfine

Bestimmte Delfine im Nordmeer reagieren auf ihren Namen, einer individuellen Folge von Pfeifötönen. Einzelne Tiere könnten sich so wahrscheinlich gezielt rufen, berichten zwei Meeresforscher der schottischen Universität St. Andrews in den „Proceedings“ der US-amerikanischen Akademie der Wissenschaften. Es scheine neben dem Menschen der einzige bekannte Fall zu sein, in dem einzelne Artgenossen durch jeweils bestimmte gelernte Lautfolgen direkt angesprochen werden. *dpa*

Singend lernt sich's leichter

„Az én kedvesem egy olyan lány akit“: Wer in einer unbekannt Fremdsprache singt, lernt sie laut einer Studie effektiver. Für ihren Test haben Wissenschaftler der Reid School of Music der Universität Edinburgh 60 Erwachsene Sätze in einer besonders schwierigen Sprache üben lassen: Ungarisch. Wer die Texte sang, merkte sie sich schneller und besser, berichten die Wissenschaftler in der Fachzeitschrift „Memory & Cognition“. Für Forscherin Karen M. Ludke aus Heidelberg liefert die Studie experimentelle Beweise dafür, dass man Fremdsprachen besser lernen kann, wenn man die Texte erst hört und dann nachsingt. *dpa*